
Unterhaltungs-Beilage
zur
Deutschen Rundschau

Nr. 287. Bromberg, den 13. Dezember 1930.

Die Entdeckung Eldorados.

Von Stefan Zweig.

(Schluß.)

Der Rush.

Der reichste Mann? Nein — der ärmste, der jämmerlichste, der enttäuschteste Bettler dieser Erde. Nach acht Tagen ist das Geheimnis verraten, eine Frau — immer eine Frau! — hat es irgendeinem Vorübergehenden erzählt und ihm ein paar Goldkörner gegeben. Und was nun geschieht, ist ohne Beispiel. Sofort lassen alle Männer Suters ihre Arbeit, die Schlosser laufen von der Schmiede, die Schäfer von den Herden, die Weinbauer von den Reben, die Soldaten lassen ihre Gewehre, alles ist wie besessen und rennt mit rasch geholten Sieben und Kasserollen hin zum Sägewerk, Gold aus dem Sand zu schütteln. Über Nacht ist das ganze Land verlassen, die Milchkühe brüllen, die niemand melkt, und verrecken, die Büffelherden zerreißen ihre Hürden, stampfen hinein in die Felder, wo die Frucht am Halme verfault, die Käsereien stehen still, die Scheuern stürzen ein, das ungeheure Räderwerk des gigantischen Betriebes steht still. Telegraphen sprühen die goldene Verheißung über Länder und Meere. Und schon kommen die Leute herauf von den Städten, von den Häfen, Matrosen verlassen ihre Schiffe, die Regierungsbeamten ihren Posten, in langen, unendlichen Kolonnen zieht es von Osten, von Westen, zu Fuß, zu Pferd und zu Wagen heran, der Rush, der menschliche Heuschreckenschwarm, die Goldgräber. Eine zügellose, brutale Horde, die kein Gesetz kennt als das der Faust, kein Gebot als das ihres Revolvers, ergießt sich über die blühende Kolonie. Alles ist für sie herrenlos, niemand wagt diesen Desperados entgegenzutreten. Sie schlachten Suters Kühe, sie reißen seine Scheuern ein, um sich Häuser zu bauen, sie zerstampfen seine Äcker, sie stehlen seine Maschinen — über Nacht ist Johann August Suter bettelarm geworden, wie König Midas, erstickt im eigenen Gold.

Und immer gewaltiger wird dieser beispiellose Sturm nach Gold; die Nachricht ist in die Welt gedrungen, von Newyork allein gehen 100 Schiffe ab, aus Deutschland, aus England, aus Frankreich, aus Spanien kommen 1848, 1849, 1850 und 1851 ungeheure Abenteurerhorden herübergezogen. Einige fahren um das Kap Horn, den Ungeduldigsten zu lang, so wählen sie den gefährlicheren Weg über das Land, über den Isthmus von Panama. Eine rasch entschlossene Kompanie baut rasch am Isthmus eine Eisenbahn, bei der tausende Arbeiter im Fieber zugrunde gehen, nur damit für die Ungeduldigen drei bis vier Wochen erspart würden und sie früher zum Gold gelangen. Menschen aller Rassen und Sprachen, und alle wühlen sie in Johann August Suters Eigentum wie auf eigenem Grunde. Auf der Erde von San Francisco, die ihm durch besiegelten Akt der Regierung zugehört, wächst in traumhafter Geschwindigkeit eine Stadt, fremde Menschen verkaufen sich gegenseitig seinen Grund und Boden, und der Name Neu-Helvetien, sein Reich, verschwindet hinter dem magischen Wort: Eldorado, Kalifornien.

Johann August Suter, noch einmal bankerott, starrt wie gelähmt auf diese gigantische Drachensaat. Zuerst versucht er mitzugraben und selbst mit seinen Dienern und Gefährten den Reichtum auszunutzen, aber alle verlassen ihn. So zieht er sich ganz aus dem Golddistrikt zurück, in eine abgesonderte Farm, nahe dem Gebirge, weg von dem verfluchten Fluß und dem unheiligen Sand, in seine Farm Eremitage. Dort erreicht ihn endlich seine Frau mit den drei herangewachsenen Kindern, aber kaum angelangt, stirbt sie von der Erschöpfung der Reise. Doch drei Söhne sind jetzt da, acht Arme, und mit ihnen beginnt Johann August Suter die Landwirtschaft; noch einmal, nun mit seinen drei Söhnen arbeitet er schnell still, zäh, und nützt die phantastische Fruchtbarkeit dieser Erde. Noch einmal birgt und verbirgt er einen großen Plan.

Der Prozeß.

1850 Kalifornien ist in die Union der Vereinigten Staaten aufgenommen worden. Unter ihrer strengen Zucht kommt nach dem Reichtum endlich Ordnung in das goldbesessene Land. Die Anarchie ist gebändigt, das Gesetz gewinnt wieder sein Recht.

Und nun tritt Johann August Suter plötzlich vor mit seinen Ansprüchen. Der ganze Boden, so heischt er, auf dem die Stadt Francisco gebaut ist, gehört ihm nach Fug und Recht. Der Staat ist verpflichtet, den Schaden, den er durch Diebstahl seines Eigentums erlitten, gutzumachen, an allem aus seiner Erde geförderten Gold beansprucht er sein Teil. Ein Prozeß beginnt, in Dimensionen, wie sie die Menschheit vor ihm nie gekannt. Johann August Suter verklagt 17 221 Farmer, die sich in seinen Pflanzungen angesiedelt haben, und fordert sie auf, den gestohlenen Grund zu räumen, er verlangt 25 Millionen Dollar vom Staate Kalifornien dafür, daß er sich die von ihm gebauten Wege, Kanäle, Brücken, Stauwerke, Mühlen einfach angeeignet habe, er verlangt von der Union 25 Millionen Dollar als Schadenersatz für zerstörtes Gut und außerdem noch seinen Anteil am geförderten Gold. Er hat seinen ältesten Sohn, Emil, in Washington die Rechte studieren lassen, um den Prozeß zu führen, und verwendet die ungeheuren Einnahmen aus seinen neuen Farmen einzig dazu, diesen kostspieligen Prozeß zu nähren. Vier Jahre lang treibt er ihn durch alle Instanzen.

Am 15. März 1855 wird endlich das Urteil gefällt. Der unbestechliche Richter Thompson, der höchste Beamte Kaliforniens, erkennt die Rechte Johann August Suters auf den Boden als vollkommen berechtigt und unantastbar an.

An diesem Tage ist Johann August Suter am Ziel. Er ist der reichste Mann der Welt.

Das Ende.

Der reichste Mann der Welt? Nein, abermals nein, der ärmste Bettler, der unglücklichste, geschlagenste Mann. Wieder führt das Schicksal wider ihn einen jener mörderischen Streiche, nun aber einen, der ihn für immer zu

Boden streckt. Auf die Nachricht von dem Urteil bricht ein Sturm in San Francisco und im ganzen Lande los. Zehntausende rotten sich zusammen, alle die bedrohten Eigentümer, der Mob der Straße, das immer plünderungsfrohe Gesindel, sie stürmen den Justizpalast und brennen ihn nieder, sie suchen den Richter, um ihn zu lynchen und sie machen sich auf, eine ungeheure Schar, um den ganzen Besitz Johann August Suters zu plündern. Sein ältester Sohn erschießt sich, von den Banditen bedrängt, der zweite wird ermordet, der dritte flieht und ertrinkt auf der Heimkehr. Eine Feuerwoge fährt über Neu-Helvetien hin, Suters Farmen werden niedergebrannt, seine Weinstöcke zertreten, sein Mobiliar, seine Sammlungen, sein Geld geraubt und mit erbarmungsloser Wut der ungeheure Besitz zur Wüstenei gemacht. Suter selbst rettet sich mit knapper Not.

Von diesem Schlage hat sich Johann August Suter nie mehr erholt. Sein Werk ist vernichtet, seine Frau, seine Kinder tot, sein Geist verwirrt: nur eine Idee flackert noch wirr in dem dumpf gewordenen Gehirn: das Recht, der Prozeß.

Fünfundzwanzig Jahre irrt dann noch ein alter, geistesschwacher, schlecht gekleideter Mann in Washington um den Justizpalast. In allen Bureaus kennt man dort den „General" im schmutzigen Überrock und mit den zerfetzten Schuhen, der seine Milliarden fordert. Und immer wieder finden sich Advokaten, Abenteurer und Filous, die ihm das letzte seiner Pension entlocken und ihn neuerdings zum Prozesse treiben. Er selbst will kein Geld, er haßt das Gold, das ihn arm gemacht, das ihm seine Kinder ermordet, das sein Leben zerstört. Er will nur sein Recht und verficht es mit der querulantischen Erbitterung des Monomanen. Er reklamiert beim Senat, er reklamiert beim Kongreß, er wird Herrnhuter und vermacht alle seine Ansprüche der Gemeinde, die, mit Pomp dann die Affäre aufzäumend, ihm eine lächerliche Generalsuniform anzieht und den Unglücklichen als Popanz von Amt zu Amt, von Abgeordneten zu Abgeordneten schleppt. Das geht zwanzig Jahre lang, von 1860 bis 1880, zwanzig erbärmliche Bettlerjahre. Tag um Tag umlagert er den Kongreßpalast, Spott aller Beamten, Spiel aller Gassenjungen, er, dem das reichste Land der Erde gehört, und auf dessen Grund und Boden die zweite Hauptstadt des Riesenreiches steht und stündlich wächst Aber man läßt den Unbequemen warten. Und dort, auf der Treppe des Kongreßpalastes, trifft ihn endlich am 17. Juli 1880 am Nachmittag der erlösende Herzschlag — man trägt einen toten Bettler weg. Einen toten Bettler, aber einen mit einer Streitschrift in der Tasche, die ihm und seinen Erben nach allen irdischen Rechten den Anspruch auf das größte Vermögen der Weltgeschichte sichert.

Niemand hat Suters Erbe bislang angesprochen, kein Nachfahr hat seinen Anspruch angefordert. Noch immer steht San Francisco, steht ein ganzes Land auf fremdem Boden. Noch immer ist hier nicht Recht gesprochen, und nur ein Künstler, Blaise Cendrars, hat dem vergessenen Johann August Suter wenigstens das einzige Recht großen Schicksals gegeben, das Recht auf staunendes Gedenken der Nachwelt.

Weihnachten im Fischerdorf.

Skizze von Fritz Otto Busch.

Halbversteckt hinter Dünen und Kiefernwald, am Ufer des kleinen Flusses, liegt das Dorf. Heute, am Heiligabend, ist es wie ausgestorben. Alle Fischer sitzen behaglich in den kleinen Stuben, hinter deren halbblinden Fensteraugen schon hier und dort die Lichter aufflammen. Kein Mensch ist zu sehen, nur ein paar Enten watscheln am Flusse bei den Booten, die eng gedrängt im pfahlumhegten Bootshafen den Winterschlaf träumen, soweit sie nicht hoch und trocken auf Land gezogen sind.

Im Hofe des großen Fischerhauses, dicht bei der Feuerglocke des Dorfes, steht eine alte Frau. Das dunkle Kopftuch umrahmt ein runzliges, von Sorgen, Arbeit und Seewind gezeichnetes Gesicht. Neben ihr liegt der Hund, aufmerksam suchen seine klugen Augen den Weg nach dem Fluß ab, der verlassen unter dem schweren Winterhimmel sich breitet. Aus dem Stall tönt das Klirren der Halfterketten, und von der nahen Backstube zieht der Geruch von süßem Weihnachtsgebäck über den Hof.

Ein Mädchen, schlank und blond, ein Umschlagetuch um die Schultern, tritt zu der Alten: „Kommt Robert wohl zum Fest, Mutter Kemp?"

Angstvoll sehen die grauen Augen zu der Frau auf, die unbewegt, kalt und abweisend, mit kurzem Kopfnicken die Jüngere begrüßt. „Er wird wohl nicht so verrückt sein, bei dem Wetter zurück zu segeln."

Verlegen blickt das Mädchen zu Boden: „Ich hab' ihn wohl hinaus getrieben, ich war zu hart mit ihm", flüstert es betreten. „Ich wollte es nicht, wahrhaftig nicht. Aber als ich ihn suchte, war er schon weg, und sein Boot fehlte im Hafen. Wo ist er nur hin gefahren? Wißt Ihr's, Mutter Kemp?"

„Nach Kolberg, zum Hafenamt. Irgend etwas sollte noch geholt werden, und er hat sich angeboten."

Unheimlich wird es Lena, dem Fischermädchen, bei der Alten; mit schüchternem Gruß eilt sie davon, dem Strande zu, geht durch den Kiefernwald auf die Düne, starrt hinaus in das Toben da draußen, das unvermindert anhält. Ihr Gewissen schlägt Wie war es doch gewesen, warum mußte Robert hinaus trieb sie ihn nicht fort? Bis aufs Blut hat sie ihn gepeinigt, den großen, starken Jungen, ihn gescholten, er mache der Lisa drüben vom Bäcker schöne Augen, immer wieder hat sie ihm das vorgeworfen, obgleich sie wußte, daß es nicht wahr sein konnte. Nur, um ihn zu reizen, tat sie es, um diesen etwas schwerfälligen Mann in Wut zu bringen, zu sehen, wie weit er in seinem Zorn gehen würde. Nun ja, ihr Ziel hat sie erreicht: Robert nahm die Aufgeregte einfach in seine Arme und küßte sie. Und sie? Ein süßer Schauer war ihr durch die Glieder gefahren, und dann hatte sie zugeschlagen, mitten in das lachende Gesicht des Mannes. Seine Augen wurden ganz groß, stumm ließ er sie los und ging mit schweren Schritten ins Dorf zurück. Sie zitterte, wenn sie an den Blick dachte, den er ihr zugeworfen Eine Stunde später watete der Kutter Roberts mit Sturmsegeln durch die Brandung, gewann die freie See und verschwand zwischen den aufgeregten Wogen in der Richtung nach Kolberg. — Plötzlich fährt sie zusammen: weit draußen zuckt ein griesgraues Segel, dicht gerefft, über der kochenden See. Roberts Segel. Angstvoll preßt das Mädchen die Hände gegen die Brust. Das kann nicht gut gehen, nie wird er bei diesem mörderischen Sturm die Einfahrt gewinnen. Unmöglich. Sie, die Fischerstochter, weiß es genau. —

Mittags, im Schlepptau eines auslaufenden Dampfers hat Robert Kemp den Kolberger Hafen trotz der Warnung des Hafenmeisters verlassen. Ihm ist alles einerlei. Trotzig sitzt er am Ruder seines Bootes, das Ölzeug über der derben Fischerkleidung, draußen, frei von den Molen, stürzt sich der schwere, breitbrüstige Kutter in die heulende See. Tief atmet der Fischer auf: Das ist etwas anderes, als im Sommer ängstliche Badegäste bei spiegelglatter See spazieren fahren. Hier gibt es Männerarbeit, Kampf, und das Boot wird es schon machen, hat schon andere Stürme draußen beim Fang überstanden, wenn sie vom Wetter überrascht wurden und halbe Tage lang bei Bornholm oben beigedreht herumschlingern mußten mit nassem Zeug und zerfetztem Tuch. Eigentlich hat er überhaupt nicht zum Heiligabend zurück kommen wollen, aber da ist ihm die Mutter eingefallen, die einsame, alte Frau . . .

Quer zur See schlingert das Boot westwärts. In der einen Faust das Ruder, in der anderen die Großschot, dreimal ums Handgelenk gewickelt, zwingt Robert den Kutter durch die wandernde See. Immer näher rückt der heimatliche Strand, schon sieht er die Kirche hoch hinter der Düne, das Hotel an der Mündung, die Pfähle der Mole, weiß übersprüht von Schaum und Gischt. Hart lacht der Mann auf: wenn es schief geht, nun, dann soll sie zusehen, die trotzige Deern, die Lena, wie er hier das Boot auf die Mole jagt. Setzt der Motor nur einen Augenblick aus, reißt das Segel im entscheidenden Augenblick, nun, dann ist er verloren. Mit zusammengekniffenen Augen schätzt er den Abstand zwischen Strand und Boot, sieht in den Sturm, berechnet die Brecher, die hier, vor den Bänken zu mahlenden Bergen getürmt, schwindelerregend hinter dem Kutter herlaufen, und legt das Ruder herum.

Rasend, halb besinnungslos vor Angst, läuft Lena hinunter, als sie das Boot auf die Einfahrt zu drehen sieht. Über knorrige Kiefernwurzeln stolpernd, von harten Ästen gestreift, atemlos, erreicht sie das Flußufer. Vor dem Wind, das kleine Sturmsegel weit gebauscht, läuft der Kutter ruhig und sicher flußaufwärts. Hinter ihm röhrt die Brandung. Knirschend legt er an. Noch ist das Boot nicht fest, als das Mädchen mit einem Sprunge hinetastürzt, aufgefangen von starken Armen. Es sieht nichts als die erstaunten Augen des Mannes, fühlt das Herz bis zum Halse schlagen und schlingt die Arme um den Geliebten. —

Droben von der Düne läuten die Weihnachtsglocken, als die Zwei Hand in Hand den sandigen Weg nach Mutter Kemp. Hause emporsteigen. Leise senkt sich die Weihnacht über das Dorf. Lichter blinken aus allen Fenstern, und von irgend woher tönt Kindergesang durch die Stille: „Es ist ein Ros' entsprungen . . ."

Das deutsche Dorf.

Von Gotthard Brodt.

Ich liebe die Großstadt mit ihrem Tempo, ihrer Vielseitigkeit und ihren Gegensätzen, und doch bin ich nicht so „großstädtisch", um über das Dorf blasiert und erhaben zu lächeln.

Dorf ist nicht Dorf. Es gibt in der ganzen Welt Dörfer, aber wer durch sie gewandert ist, weiß, daß es nur ein Dorf gibt, das — je nach Gemüt — gedankenvolle Stimmungen in uns wachruft: das deutsche Dorf.

Mag es nun im sonnigen Italien, im schönen ungarischen Pußtaland oder in Polen oder Rußland liegen oder aus dem fernen Amerika, vom Rande des brasilianischen Urwaldes grüßen — wir können uns seinen anheimelnden Reizen nicht verschließen. Es erhebt unsere Herzen und erfreut uns durch die Sauberkeit und Art seiner Anlage. Für den deutschen Wanderer im Auslande haben die schlecht gebauten, schmutzigen Häuser, Hütten und Katen der östlichen Völker und Italiener, die zumeist von Unrat strotzen, keine Anziehungskraft. Dorf ist nicht Dorf. Aber auch in Deutschland gibt es heute schon verschiedene Arten von Dörfern, die man vielleicht in zwei entgegengesetzte große Gruppen einteilen könnte: das warme und das kalte Dorf.

Das kalte Dorf liegt zumeist in der näheren und weiteren Umgebung der Großstadt und bemüht sich, möglichst undörflich zu erscheinen. Es hat einen unglücklichen Drang zum Modernen, zum Städtischen. Kein Wort soll dagegen gesagt werden, daß man hier die Straßen gut pflastert oder gar asphaltiert, daß man Wasser- und elektrische Lichtleitungen durch die Straßen und in die Häuser legt, aber es wird niemand leugnen können, daß ein derartiges Dorf irgendwie kalt wirkt; etwa so wie die elektrischen Glühbirnen am Weihnachtsbaum gegenüber den Kerzen. Das kalte Dorf ist nicht selten eine schlechte Stadtkarikatur. Seine Bewohner sind imitierte Kleinstädter, die in der Großstadt trotz allen eifrigen Bemühens, die dörfliche Herkunft zu verbergen, selbstverständlich als das erkannt werden, was sie sind. Und das ist das Schlimmste, daß seine Bewohner es verleugnen.

Und daran stirbt das Dorf.

Im warmen Dorf ist das alles umgekehrt. Hier schimmert des Abends noch der gemütliche Schein der Petroleumlampe aus den Häusern, vor denen die älteren Leute bis zur Dunkelheit gesessen und aus ihrer Jugendzeit erzählt haben. Auch Gespenstergeschichten werden hier gern zum Besten gegeben. Gespenstergeschichten, die sich wirklich ereignet haben sollen und nun zur Belehrung der aufhorchenden Zuhörerschaft mitgeteilt werden. Da ist dann von Leuten, die in der Gruft der Kirche beigesetzt sind, von Franzosen, die in den napoleonischen Besatzungszeiten in der Nähe des Ortes ermordet wurden, oder von Irrlichtern und anderen bösen Geistern die Rede, bis es den Zuhörern eiskalt den Rücken hinunterläuft und jemand schaudernd das Wort ausspricht: „Mir grault." Dann stellt Großvater oder Großmutter befriedigt fest, daß es so und nicht anders war und man nun wohl am besten ins Haus gehe.

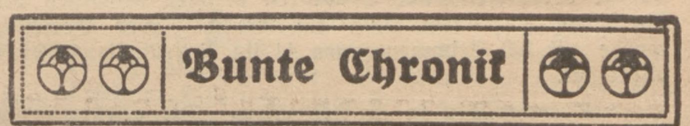
Und nun wird es allmählich stiller im Dorf. Der Mond leuchtet durch die alten Bäume der Straßen und Plätze, die mit ihren Schatten den verhalten kichernden Liebespärchen Schutz vor ungebetenen Zuschauern bieten. Nur hin und wieder sieht man jemand in den Dorfkrug wandern oder aus ihm heimkehren. Ist der Mond aber einmal abwesend, so daß er sein Leuchtwerk nicht vollbringen kann, dann versehen sich die Krugbesucher mit ihren Stallaternen. Nur selten flammt in den stillen, dunklen Straßen eine elektrische Taschenlampe auf.

Das Gekicher unter den Bäumen und Sträuchern des Dorfangers ist in solchen Nächten lauter und unbekümmerter als sonst und verstummt nur, wenn der schwere Schritt des Nachtwächters vernehmbar wird.

Am Tage aber sind alle Heimlichkeiten, Geschehnisse und Erzählungen des Abends in den Gemütern der Arbeitenden. Im Beruf macht man sich hier und da die moderne landwirtschaftliche Technik zunutze, aber „modern" ist man nicht und will man nicht sein. Das merkt man besonders am Sonntag, wenn die Dörfler sich in ihrem Staat zeigen. Nicht selten haben sie ihn von ihren Voreltern geerbt. Sie sind stolz auf ihr Bauerntum und auf ihr so unmodernes Dorf, aber auch gastfreundlich gegen den, der an ihre Türen klopft. Gegen den Städter bleiben sie zurückhaltend. Ihm nachzuahmen finden sie verächtlich und würdelos. Sonst leben sie — meist ohne es selbst zu wissen — nach dem Bibelwort, das da heißt: „Seid so klug wie die Schlangen, aber ohne Falsch wie die Tauben."

Ihre Kinder lassen sie fast ausschließlich die Ortsschule, die ein hoher Gemeinderat nach den neuzeitlichen Grundsätzen und Gesichtspunkten etwas widerwillig umgestalten mußte, besuchen, was vielleicht nicht ganz richtig ist; denn auch mit höherer Schulbildung kann man die Kinder, genau wie es im Dorfe jetzt der Fall ist, zur Liebe und Freude am eigenen Besitz erziehen, damit sie mit ihm verwachsen und verwurzeln wie ihre bäuerlichen Ahnen.

Dieses Verwachsen und Verwurzeln ist heute mehr denn je notwendig, denn dadurch lebt das Dorf: das deutsche Dorf.



* **Ein 13 Monate langer Schlaf.** Vor einigen Tagen starb im Krankenhause in der englischen Stadt Nottingham eine 30jährige Frau, namens Doris Hinton. Ihre Krankheit wurde in der letzten Zeit zum Objekt des eingehenden Studiums seitens vieler hervorragender Ärzte und Wissenschaftler. Eines Abends im Oktober 1925 saß Doris Hinton in ihrem Heim und lauschte der Radioübertragung. Plötzlich legte sie die Radiohörer ab und fiel seitwärts auf den Fußboden, als wäre sie vom Tode getroffen. Bei näherer ärztlicher Untersuchung erwies es sich, daß sie vollkommen außerstande war, sich zu bewegen, und das Gefühlsvermögen vollkommen verloren hatte. Es wurde dagegen festgestellt, daß sie trotzdem verhältnismäßig gut hören und sehen konnte. 13 Monate lang dauerte dieser eigentümliche Zustand, den die Ärzte als sogenanntes Coma feststellten, d. h., den bei manchen Krankheiten vorkommenden Zustand völliger Bewußtlosigkeit. Nach Ablauf dieser Zeit erwachte Doris Hinton und konnte einen Arm leicht bewegen. Allmählich genas die Kranke und wurde vollkommen normal. Nach einigen Monaten fühlte sich die Frau gesund und frisch und hatte dabei keine Ahnung von dem schweren Zustand, in dem sie sich eine Zeitlang befand. Im April 1929 erkrankte sie wieder. Diesmal führte die Erkrankung zu ihrem Tode.

* **Man soll nicht gegen Frauen kämpfen.** Vor Jahresfrist wurde von einer Anzahl Frauengegner eine Vereinigung gegründet, die die ganze Welt umfassen sollte und sich zum Ziele setzte, gegen den verderblichen Fraueneinfluß im gesellschaftlichen Leben, Politik und Wirtschaft anzukämpfen, und die bedrohten männlichen Rechte in Schutz zu nehmen. Die Vereinigung führte den Namen: „Verein für das Männerrecht." Ihre Hauptgeschäftsstelle war in Wien, und der Geschäftsführer war ein Österreicher. Die Vereinigung begann auch eine Wochenschrift herauszugeben, in der Propaganda für die Ziele der Männerliga getrieben wurde. Die Zeitschrift führte den stolzen

Namen „Selbstschutz“. Den Lesern wurde in den Spalten des „Selbstschutzes“ ausführlich nahe gelegt, wie schlecht es um die Männer und deren Rechte überall in der Welt bestellt sei. Dieser Zeitschrift war aber kein Erfolg beschieden, und zwar aus dem einfachen Grunde, weil die Akquisiteure des Verlages trotz aller Bemühungen kein einziges Inserat für die die Frauen bekämpfende Zeitschrift bekommen konnten. Alle Kaufleute waren klug genug, um einzusehen, daß es meistens die Frauen sind, die das Geld in der Gesellschaft in Bewegung setzen, und daß es kein gutes Geschäft sein kann, in einer Zeitschrift, die es mit den Frauen schlecht meint, zu inserieren. Die Zahl der Mitglieder in der Vereinigung sank von Monat zu Monat. Die längste Ausdauer zeigten ein paar weibliche Mitglieder der Vereinigung. Die Erklärung dieser Hartnäckigkeit lag darin, daß es lauter ältere Damen waren, die für ihre erwachsenen Söhne auf diese Weise sorgen wollten. Nun ist die Vereinigung liquidiert worden. Die Geschäftsräume wurden — eigenartige Ironie des Schicksals — von einer Damenstrumpffirma übernommen.

* **Giftige Eau de Cologne.** Seit dem Inkrafttreten des Alkoholverbotes konnte in den Vereinigten Staaten die Erfahrung häufig gemacht werden, daß viele Personen, um ihren Durst nach Alkoholgetränken zu stillen, sich auf Eau de Cologne und andere Toilettenwasser stürzten und dieses spiritushaltige Zeug tranken. Um dem Übel abzuhelfen, veröffentlichten die amerikanischen Behörden eine Verordnung, auf Grund welcher die Produzenten von Eau de Cologne verpflichtet wurden, ihre Erzeugnisse nur mit denaturiertem, d. h. giftenthaltendem Spiritus herzustellen. Eigentümlicherweise wurde der giftige Gehalt der Toiletteneerzeugnisse von vielen Menschen leichtgenommen. Die amerikanische Statistik konnte jährlich hunderte von Fällen registrieren, wo durch das Trinken von Eau de Cologne und sonstigen Wassern schwere Vergiftungen mit gesundheitsgefährlichen Folgen zu verzeichnen waren. Einige verbotsfeindliche Senatoren machten deswegen den Vorschlag, die Verordnung aufzuheben. Der Vorschlag wurde mit 100 Stimmen gegen 44 im Repräsentantenhause abgelehnt.

* **Sprachenbabylon in Jerusalem.** Die altehrwürdige Stadt Jerusalem, die in bezug auf ihre Einwohnerzahl keinesfalls zu den Großstädten der Welt gerechnet werden kann, könnte sich, was ihre Sprachenbuntheit anbetrifft, mit der 7-Millionen-Stadt Newyork messen. Nach kürzlich veröffentlichten Statistiken werden heute in Jerusalem 27 verschiedene Sprachen gesprochen. An erster Stelle steht die hebräische Sprache, der sich in Jerusalem 32 341 Stadtbewohner bedienen. Der hebräischen Sprache folgt die arabische, die von 22 307 Menschen in Jerusalem gesprochen wird. In einem weiten Abstand folgen die armenische, jiddische und englische Sprache, verschiedene indische Dialekte, griechisch, russisch, deutsch, französisch, italienisch, spanisch, persische und syrische Dialekte, rumänisch, bulgarisch, serbisch, polnisch, schwedisch, zigeunerisch, georgisch, tschechisch und holländisch. Die Handelssprachen, der sich die Leute im Sprachenwirrwarr des heutigen Jerusalem bedienen, um sich untereinander zu verständigen, sind englisch, hebräisch und arabisch.

Lustige Rundschau

* **Geschenke.** Emma wieselte um Erich. Kurz vor Weihnachten „Was wird mir denn mein süßer Erich schenken?“ — „Eine Armbanduhr. Aus Nickel.“ — Emma schwammen die Felle fort. „Aus Nickel??“ — „Ja“, nickte Erich, „denn wenn ich dir eine goldene Uhr schenken würde und du würdest sie verlieren, würdest du dich zu sehr kränken.“

Peter Prior.



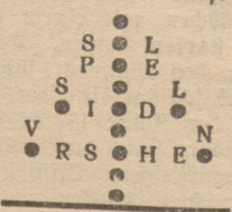
* **Schöne Aussichten.** Agent: „Nach fünfjähriger Dauer ist die Versicherungssumme unanfechtbar. Sie können dann Selbstmord begehen, einen liederlichen Lebenswandel führen, der Trunksucht verfallen oder sich eine entehrende Freiheitsstrafe zuziehen — die Summe bleibt immer bestehen.“



Rätsel-Ecke

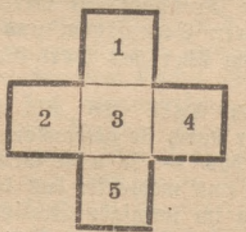


Christbaum-Rätsel.



Die Punkte dieser Abbildung sind so durch Buchstaben zu ersetzen, daß drei Wörter in den Zweigen der Aeste und ein Wort in der Richtung des Stammes entstehen.

Kreuz-Rätsel.



Die Zahlen sind durch Silben zu ersetzen, so, daß bedeutet:

1+3 Prophet,
1+3+4 Sohn eines israelitischen Königs,
2+5 Strafe für schlechte Schüler,
2+1 Fluß,
3+5 nützlicher Gegenstand,
3+4 Hauptperson eines Lessingschen Dramas,
5+2 Griechischer Buchstabe.

Verwandlungs-Rätsel.

	A.	B.
1.	Haustier	— Deutsche Stadt
2.	Teil der Schrift	— im Haus
3.	Zahl	— Schiffsart
4.	Metall	— Organ im Körper
5.	Auszeichnung	— Himmelsrichtung
6.	Flächenmaß	— Vogel
7.	Längenmaß	— Stadt in Hannover
8.	Bindewort	— Haustier
9.	Feldrand	— Truppenteil.

Sind die unter A bezeichneten Wörter richtig gefunden, sollen durch Vorstellen je eines Buchstabens neun Wörter gebildet werden, deren Bedeutung unter B angegeben ist. Die hinzugefügten Buchstaben ergeben im Zusammenhang gelesen den Namen eines Festes.

Auflösung der Rätsel aus Nr. 281.

Silben-Rätsel:

1. Geduld, 2. Kastelli, 3. Atlas, 4. Unterseeboot, 5. Tara, 6. Exempel, 7. Urteil, 8. Renette, 9. Eremit, 10. Raleigh, 11. Forelle, 12. Rigoletto, 13. Eckener, 14. Ich, 15. Niederlande.

= Grau, teurer Freund ist alle Theorie.

*

Buchstaben-Rätsel: Skisport.

Rätsel: Salbe — Salbei.

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.